

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. u. M. a. u. n. 's Buchhandlung in Dresden.
Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 924 Lloyd Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. E. J. Jäkel, Milwaukee, Wis.

17. Jahrg. No. 10.

Milwaukee, Wis., den 15. Januar 1882.

Lauf. No. 426.

Leide dich.

Kein Christ soll ihm die Rechnung machen,
Daß lauter Sonnenschein
Sie um ihn werde sein,
Und er nur scherzen müß' und lachen.
Wir haben keinen Rosengarten
Sie zu gewarten.

Wer dort mit Christo hofft zu erben,
Gedenk auch für und für,
In dieser Welt allhier
Mit ihm zu leiden und zu sterben.
Sie wird, was Gott uns dort erkoren,
Durchs Kreuz geboren.

Der Wein muß erst gekelkelt werden,
Eh' als sein süßer Saft
Das Trauern von uns schafft.
Der Weizen, so uns stärkt auf Erden,
Kommt durch das Mahlen und durch Hitze
Uns erst zu nütze.

Ist noch so viel uns widerfahren,
So ist doch dieses Leid
Nicht werth der Herrlichkeit,
Die Gott an uns will offenbaren,
Weil sie nach diesen kurzen Jahren
Soll ewig währen.

Simon Dach. † 1659.

Ziehet nicht am fremden Joch mit den Angläubigen.

Das als Ueberschrift gebrauchte Wort Gottes findet sich in der zweiten Epistel St. Pauli an die Corinthier Cap. 6, 14. Sehen wir auf das diesem Satze zu Grunde liegende Bild, so ist ja leicht zu erkennen, daß die Redensart: mit jemand an einem fremden Joch ziehen — so viel bedeutet als mit jemand in Gemeinschaft treten, sich mit ihm verbinden, um ein gewisses Ziel zu erreichen. Indem der Apostel sagt: „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, zeigt er genugsam an, daß er nicht alles und jedes Zusammenwirken verwirft. Redet doch der Herr Christus selbst von einem sehr löblichen Joch, indem er spricht: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von

mir; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht (Matth. 11, 28 ff.).“ Da bittet und ermahnt er ja alle Mühseligen und Beladenen, daß sie doch ja mit ihm in Gemeinschaft treten und sein sanftes Joch auf sich nehmen sollen. Wie das geschieht, zeigt er an mit den Worten: „Kommt her zu mir,“ als wollte er sagen: Bedenket doch, daß ich, der eingeborene Sohn Gottes, aus herzlicher Liebe zu euch ein Mensch geworden bin, um euch durch Leiden und Sterben zu erlösen, eure Sünden zu tilgen, Gott zu versöhnen und euch die ewige Seligkeit zu erwerben. Nun kommt doch, faßt doch ein gutes Vertrauen zu mir und getröstet euch daß, daß ich euch aus aller Noth zur ewigen Freud und Seligkeit helfen kann und will. Welche nun diesem freundlichen Locken Christi folgen und sich seines Verdienstes von Herzen getrösten, die werden durch diesen Glauben einmal mit Christo selbst, sodann aber auch unter einander vereinigt. Denn alle gläubigen Christen sind Glieder an dem geistlichen Leibe, von welchem Christus das Haupt ist. Die Gesamtheit dieser Leute ist die Eine heilige christliche Kirche, die Gemeinde der Heiligen. Das ist der Orden der Christen. Christus, der eingeborene Sohn Gottes, gleiches Wesens mit dem Vater und dem Heiligen Geiste, ist der Stifter und das ewige Oberhaupt dieses Ordens. Alle Gläubigen sind Ordens-Brüder und Schwestern. Sie alle werden von Christi Geist durch Christi Wort regiert und ziehen alle am sanften Joch Christi. In seinem Worte hat der Herr Christus klar und deutlich angezeigt, nicht nur, was die Glieder seiner Kirche zu ihrem Heil zu wissen und zu glauben nöthig haben, sondern auch, wie sie sich als seine treuen Anhänger gegen Gott, die Menschen und sich selbst verhalten sollen.

Außer diesem von Christo gestifteten Orden giebt es bekanntlich auch noch andere Orden, z. B. den Orden der Freimaurer, Oddfellows u. s. w. Wie Christus durch seine Diener Glieder für seine Kirche wirkt, so suchen auch diese Orden immer mehr Glieder zu gewinnen. Auch den Christen preisen sie ihre Gemeinschaft an und schon manches Kirchenglied hat sich in den einen oder den andern Orden aufnehmen lassen. Gerade durch diese Thatsache werden wir gezwungen, uns auch mit der Logenfrage zu beschäftigen. Wir wollen für dieses Mal nachzuweisen versuchen, daß ein gläubiger Christ der Logen ganz und gar nicht bedarf und daß er auch mit gutem Gewissen gar nicht Mitglied einer Loge sein und bleiben kann.

Untersuchen wir zunächst, ob uns in dem von Christo gestifteten Orden irgend etwas mangelt, also,

daß wir nöthig hätten, dieses bei den Logen zu suchen. Entbehren wir etwa in der christlichen Kirche der ganzen vollen, seligmachenden Wahrheit? Gewiß nicht! Denn Gottes Wort, das uns Christus selbst geoffenbart und durch seine Propheten und Apostel hat aufzeichnen und überliefern lassen, ist die Wahrheit. St. Paulus schreibt: „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt (2. Tim. 3, 16. 17.).“

Fehlen uns in der Kirche etwa die Mittel, recht fromme und gottselige Menschen werden zu können? Gewiß nicht! Denn Christus hat seiner Kirche die Mittel des Heils, Wort und Sakramente anvertraut, und das sind einzig und allein die von Gott geordneten Mittel, durch welche der Heilige Geist Sünder beruft, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben heiligt und erhält, daß sie von der Dürstigkeit der Finsterniß errettet Christo in seinem Reiche dienen und ihm leben hier zeitlich und dort ewiglich. Wer auch nur immer von neuem geboren und ein Kind der Seligkeit geworden ist, der wurde es durch diese Mittel.

Fehlt uns in der Kirche etwa die rechte Moral oder das rechte Vorbild für ein frommes Leben? Auch das nicht! Gott selbst hat uns in den zehn Geboten das allervollkommenste Sittengesetz gegeben. Christus hat es uns auf's beste erklärt. Er hat uns in seinem heiligen Lebenswandel das allervollkommenste Vorbild gelassen. Er allein hat so gewandelt, daß der heilige Gott an all seinem Thun ein herzliches Wohlgefallen haben konnte.

Oder fehlt uns in der Kirche Christi etwa die brüderliche Gemeinschaft? Mögen die gläubigen Christen in dieser Welt auch noch so arm, geringe und verachtete Leute sein: vor Gott sind sie doch und zwar sie allein die rechten Könige und Priester, das auserwählte Geschlecht, wohlgeschmückt mit der Erkenntniß Gottes und angethan mit dem Rocke der Gerechtigkeit Christi, in deren Herzen Er als in seinem Tempel wohnt, und die er durch seinen Geist lehrt, zurechtweist, regiert und beschützt. Wenn die Gemeinschaft solcher zu schlecht ist, wird ja sehen, wo er bleibt, wenn Christus seine verachteten Brüder und Schwestern zur ewigen Herrlichkeit erhebt.

Oder fehlt uns in der Kirche Christi etwa die rechte Gelegenheit, an Armen und Nothleidenden Gutes zu thun? Doch auch wohl nicht! „Arme habt ihr allezeit bei euch,“ spricht der Herr. Da ist so viel zu helfen

auf dem Gebiete der innern und äußern Mission. Wir sollen Gutes thun an jedermann. Wollte hier jemand einwenden, daß die christlichen Gemeinden nach dieser Seite hin wenig oder gar nichts thäten, so könnten wir ihn hinweisen auf die lange Reihe von Quittungen in unsern kirchlichen Blättern und auf die verschiedenen kirchlichen Lehr- und andere Anstalten, die alle von den christlichen Gemeinden erhalten werden und ihr Eigenthum sind. Da werden wirklich Werke der Barmherzigkeit geübt. Da wird wirklich gegeben aus uneigennütziger Liebe um Christi willen. Aber gesetzt auch den Fall, die eine oder die andere christliche Gemeinde ließe es fehlen an der nöthigen Unterstützung ihrer Armen und Nothleidenden — an wem liegt da die Schuld? Doch wahrlich nicht an Christo und seiner Kirche, sondern der Mangel liegt an uns, daß wir unser Christenthum so schlecht beweisen, daß wir so schlechte Christen sind. Wohl an, so fange du nur an, erweise dich als ein guter Christ, thue Gutes an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen; unterstütze fleißig die Armen und Nothleidenden, wie der Herr Christus es haben will, und reize durch dein Exempel auch die andern dasselbe zu thun. Und wenn nur alle ihre Christenpflicht thun, wird es sicherlich den Armen und Nothleidenden an der nöthigen Hilfe und Unterstützung nicht gebrechen.

„Ja,“ sprichst du, „wenn sie das nur thäten. Aber wer bürgt mir dafür, daß ich werde Unterstützung erhalten, wenn ich sie nöthig habe?“ Um auf diesen Einwand die rechte Antwort zu finden, müssen wir Gottes Befehl und Verheißung ins Auge fassen. Sein Befehl lautet: „Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, so im Elend sind, führe ins Haus; so du einen nackend siehest, so kleide ihn, und entzeuch dich nicht von deinem Fleisch (Jes. 58, 7.)“ „Gieb dem, der dich bittet (Matth. 5, 42.)“ „Als wir denn nun Zeit haben, so laßt uns Gutes thun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen (Gal. 6, 10.)“ Es ist Gottes ernstlicher Wille und Befehl den Nothleidenden zu helfen. Gottes Verheißung lautet: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn; der wird ihm wieder Gutes vergelten (Sprüche 19, 17.)“ „Gebet so wird euch gegeben. Ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben (Luc. 6, 38.)“ „Lasset euch begnügen an dem, das da ist. Denn er hat gesagt: Ich will dich nicht verlassen, noch veräumen (Ebr. 13, 5.)“ „Höret mir zu, ihr vom Hause Jakob, und alle Uebrigen vom Hause Israel, die ihr von mir im Leibe getragen werdet, und mir in der Mutter lieget. Ja, ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es thun, ich will heben, tragen und erretten (Jes. 46, 3, 4.)“ Dem Glauben genügt diese Bürgschaft. Und die ist wahrlich viel tausend mal besser als alle Bürgschaften, die menschliche Vereine geben können. Gott wird wohl zu seinem Worte stehen. Aber auch abgesehen davon, hat uns Gott nicht schon alles zuvor gegeben? Die unzähligen Wohlthaten die Gott uns täglich erzeigt, sollten uns lustig und willig machen, gerne seinem Befehle nachzukommen.

Wenn nun ein gläubiger Christ dieses alles ernstlich erwägt, wird er ja bekennen müssen, daß er der Logen ganz und gar nicht nöthig hat. Wir haben genug an dem von Christo gestifteten Orden.

Wir behaupten ferner, daß ein gläubiger Christ auch gar nicht mit gutem Gewissen Mitglied einer Loge sein und bleiben kann.

Leid und Freud.

Erzählung aus der letzten Pestzeit Graubündens,
1629 — 1632.

(Fortsetzung.)

XV.

Beinahe zwei Jahre sind seit den Ereignissen verstrichen, welche wir in den vorigen Kapiteln erzählt haben. Die furchtbare Krankheit war weder in Chur noch in Bünden überhaupt erloschen; vielmehr wüthete sie jetzt in Gegenden, welche bisher verschont geblieben waren. Hier wurden die Gottesdienste vierzehn Monate hindurch nicht mehr in den Kirchen (aus Furcht vor ansteckender Berührung), sondern im Freien gehalten, und da die Friedhöfe sehr bald für die Aufnahme aller Verstorbenen nicht mehr Raum boten, so wurden die Aecker und Wiesen aller Dörfer in Gottesäcker verwandelt. Von der österreichischen Besatzung in der Schanze zu Fürstenuau starb weit mehr als die Hälfte der Leute, und diese erhielt ihren besonderen Begräbnißplatz in einer Wiese bei der Kirche zu S. Agten. Puschlaw verlor beinahe die Hälfte seiner Bevölkerung, und auch hier starben etliche kleinere Ortschaften, wie Alto und Biano, gänzlich aus.

In Chur schlich die Pest noch immer durch die Gassen, nahm heute Diesen, morgen Jenen und schien, einem lebenden Wesen gleich, ein Gefallen daran zu finden, was sie vorher vergessen, nachzuholen. Zuweilen konnte man sie etliche Tage hindurch gänzlich erloschen glauben, dann erschien sie wieder, und als ob sie ihre ungeschwächte Macht offenbaren wollte, raffte sie ganze Familien weg, wie z. B. diejenige des Esajas von Schorch im Winterberg, welche aus sechs Personen bestand und im Laufe von 3 Tagen bis auf das letzte Glied hinweggenommen wurde. Keine obrigkeitlichen Maßnahmen vermochten das Einschleichen der Krankheit zu verhindern; der Rath hatte verordnet, daß die Thorewächter Niemand ohne beglaubigte Gesundheitscheine Eintritt in die Stadt erlauben sollten; die Messen und Märkte waren schon seit zwei Jahren eingestellt; noch vor Neujahr (1631) war verordnet worden, daß keine auswärtige Neujahrswünscher in die Thore eingelassen werden dürfen; Neujahrsgeschenke zu geben, „um der Gassen zu singen,“ Tanzen und Spielen war bei höchster Strafe verboten. Wöchentlich ein- bis zweimal ließ der Prosektrichter allen Unrath der Gassen hinwegschaffen, die Häuser durchräuchern, „die Luft mit Entzündung von Feuern auf den Plägen, wo es sonder Gefahr geschehen mag,“ immer wieder „von Zeit zu Zeit purificiren.“ Wohl mag die Mehrzahl der Stadtbewohner durch vorsichtiger Diät und Lebensweise, so viel sie vermochte, zur Abnahme der Krankheit beigetragen haben, aber dieselbe hatte allzuviel Verbreitungstoff in der Stadt vorgefunden, als daß der gute Wille der Bürger und die Verordnungen des Raths ihrer hätte mächtig werden können, ehe sie ihre Kraft erschöpft hatte.

Die Physiognomie der Stadt hatte sich im Laufe dieser letzten drei Jahre in mehrfacher Beziehung wesentlich verändert. In jeder Gasse sah man eine Anzahl von Häusern, deren verschlossene Thüren und Fenster bezeugten, daß sämmtliche Bewohner entweder gestorben oder geflohen waren; Jedermann ging in Trauerkleidern einher, denn auch diese außerordentliche Sterblichkeit, welche an andern Orten die Suspension alter Uebungen zur Folge hatte, vermochte die Churer nicht zum Aufgeben der äußeren Trauerzeichen zu be-

wegen, obwohl Mancher, der das Tuch hiezu kaufen mußte, in demselben den Keim der Seuche in sein Haus, an seine Person mitgebracht hatte. Aber die Bevölkerung hatte derart abgenommen, daß Handel und Gewerbe fast aufgehört zu haben schienen und die Gassen auffallend menschenleer und still sich zeigten. In einigen der Zünfte war nur der dritte bis vierte Theil der Mitglieder übrig geblieben, so namentlich in derjenigen der Schneider und Schuhmacher, zu welcher letzteren auch die Kürschner und Metzger gehörten. Aber auch in der Gesinnung der Bürgerschaft konnte ein aufmerksamer Beobachter leicht eine bedeutende Veränderung wahrnehmen. Und zwar in dem Sinne, daß die Besseren, welche durch die furchtbaren Heimtuchungen, die nun schon seit acht bis zehn Jahren über Stadt und Land gekommen waren und in der letzten, schrecklichsten ihren Gipfelpunkt erreicht hatten, zur Einklehr in sich selbst und zur Buße, zugleich aber auch zu energischem Wirken für den Wiederaufbau des städtischen und Landesgemeinwesens sich angetrieben fühlten. Auf der andern Seite waren Diejenigen, welchen ein moralischer oder religiöser Halt fehlte, noch tiefer in Leichtsinne, Egoismus und Trotz versunken und ließen sich weder durch strenge richterliche Strafen noch durch die warnenden Beispiele des Waltens einer göttlichen Gerechtigkeit aus ihrem wilden Leben oder aus verstocktem Eigennutze aufschrecken.

In einem stattlichen Hause wohnte jetzt Donna Nabel mit ihren Kindern und der Großmutter Mona. Vor zwei Jahren waren sie zuerst nach Klosters gezogen, wo die Krankheit eben am Erlöschen war, und hatten Frau Mona, welche um der aufopfernden Hingebung willen, welche sie bei der Pflege der Pestkranken bewiesen, von den Bauern verehrt wurde, von dort nach Davos mitgenommen, wo ihnen nach überstandener Quarantäne durch Vermittelung des Obersten Hans der Aufenthalt gestattet wurde.

Im September des Jahres 1630 waren sie dann nach Chur übergesiedelt. Das Haus, in welchem sie seit mehr als einem Jahre in der rhätischen Hauptstadt lebten, stand unweit des Prämonstratenser Klosters S. Luzi. Hier finden wir sie nun im Wintermonat des Jahres 1631 wieder. Selbst die wenigen Jahre ihrer Wittwenchaft haben schon ihren Stempel auf das schöne Antlitz geprägt; ein schmerzlicher Zug lagert auf den Wangen. Aus den halberwachsenen Töchtern sind hübsche, schlaugewachsene Mädchen geworden, die sich eben jetzt mit einer häuslichen Arbeit beschäftigen; Frau Mona, noch immer rüstig, wenn auch vom hohen Alter ein wenig gebeugt, sitzt in der Nähe des warmen Ofens und schnitzt Obst für das Nachtheßen. Die Reisen hatten von dem Geld, das die Familie aus Mailand mitgenommen hatte, ein gut Theil aufgezehrt; doch war fürs erste noch keine Noth im Hause. Was freilich werden sollte, wenn die vorhandenen Mittel aufgezehrt wären, war eine Frage, die sich schwer beantworten ließ. Doch Conradin war entschlossen, den schon früher einmal gehegten Plan in Ausführung zu bringen und in französische Dienste zu treten um Mutter und Schwestern nebst der Großmutter zu ernähren. Die einzige Familie, mit der man Umgang hatte, war die der Wittwe Menhardt, und die beiden vaterlosen Häuser hatten sich in so enger Freundschaft aneinander geschlossen, als wenn sie eine Familie wären. Noch waren sie es freilich nicht; aber was nicht war, konnte ja noch werden.

Bisher hatte, wie schon gesagt, die Pest immer noch die Stadt nicht gänzlich verlassen. Eines Abends

saß in der Herberge zum Raben eine Gesellschaft beisammen, wie man sie in so schwerer Zeit nicht eben hätte vermuthen sollen.

Sie bestand meistentheils aus jungen und älteren Bürgern, die größtentheils im eigenen Gedinge lebten. Manchen unter ihnen waren — Dank dem furchtbaren Sensemänn — bedeutende Erbschaften zugefallen. In dieser ungewöhnlich ernsten und rauhen Zeit waren aber so viele Familien gleichsam aufgelöst, so viele ehemalige Freundschaften zerstört worden, daß Diejenigen, welche das Leben unter allen Umständen genießen wollten, gerade die schwere Zeit, die Ungewißheit des Lebens als Vorwand nahmen, um ihrer überschießenden Lebenslust Genüge zu thun. „Wer weiß, ob wir morgen nicht schon in die Grube gelegt werden, genießen wir das Heute,“ sprachen sie.

Der Wirth zum Raben hatte, damit seine Spielhölle der Wachsamkeit des Magistrats entgehe, welcher erst jüngst ein strenges, vom Ernste der Zeit und von wirklich religiöser Gesinnung getragenes Sittenmandat vorzüglich gegen Spiel und Tanz erlassen, ein abgelegenes heimliches Lokal eingerichtet. Und doch munkelte man in der Stadt von dessen Existenz, aber außer den Eingeweihten wußte Niemand um dessen Lage, da der Rabe mehrere Eingänge hatte und die Spieler erst in später Abendstunde sich hinschlichen.

Um die neunte Stunde hatten sich noch nicht alle Genossen eingefunden. Man saß beisammen, trank neuen Wein und aß gebratene Marren. Manche hatten den Abendimbiss zu Hause, die Meisten schon vorher hier eingenommen.

„Ein gut Tröpflein, dieser Neue?“ sprach Hans Tungi, der Metzger. „Ein Fläscher, dünkt mich.“

„Es ist ein Fläscher, ab Landaumann Kunzens Halbe,“ bestätigte der Wirth. „Hab' da letzter Tage auch eine Blütte hiesigen Gewächses, aus dem „Brändli“ erstanden. Erprob' ihn einmal.“

„Fürwahr,“ meinte Tungi, nachdem er ihn gekostet, „der kommt dem Fläscher gar nahe, doch hat derselbe noch mehr Salz. Wie theuer schenkst du ihn aus?“

„Nach der obrigkeitlichen Weinststeuer gerechnet zu 7 Bluzger die Maas.“

„Dein Wein ist gut, kost, aber deine Rechnung minder. Ist doch heuer viel gewachsen und sind Derer um mehr als das Halbe weniger, so ihn trinken können, als vor drei Jahren, und war damals die Weinststeuer nur fünf Bluzger.“

„Ihr Metzger,“ antwortete lachend der Wirth, „macht es nicht anders, vielmehr schlimmer. Statt 22 Pfennige für das Pfund Rindfleisch, wie des Stadtanmanns Tarifa ausweist, heißet Ihr 29 Pfennige, und die Bäcker lassen sich für das zwanziglöthige Brot zwei Bluzger begählen, anstatt ein Bluzger für das sechszehnlöthige. Was dem Einen aber recht, ist dem Andern billig. Zudem, was kann der Mensch in diesen betrübten Zeitläuften Besseres thun, denn daß er sein Herz mit einem Becher guten Weines erquicke? Und sintemal so viele Leut' das thun, wird des Weines schnell immer weniger, und muß also dessen Preis gesteigert werden.“

Das Gelächter, das hierauf folgte, galt der verdienten Abfertigung des Metzgers.

„Rath und Gericht“, schrie Dieser erbittert, „haben uns Bürgern Nichts zu befehlen, es sei denn die Abstimmung der Zünfte darüber ergangen. Und sintemal das nicht geschehen, werden wir Metzger und Bäcker fortfahren, Fleisch und Brot nach der alten Schätzung auf den Bänken zu verkaufen.“

„Und wenn Rath und Gericht, als wie sie androht, Euch das Handwerk abstricken?“ fragte Peter Dasafer, der Sohn des Stadtammanns.

„So mag der Rath selber auf die Bänke kommen, niederschlagen, auszuhauen und wägen, dein Vater obenan.“

„Der Hans Tungi hat Recht,“ rief Joder Summerauer, dessen rothe Nase von vertrautem Umgang mit Spirituosen Zeugniß ablegte, ein sonst schöner, stattlicher Bursche, mit kecken, verwegenen Augen. „Es ist nicht zu sagen, was Obmacht der Rath sich annahmet. Seit die leidige Krankheit mehr denn das halbe Theil des Volks in unserer Stadt hinweggenommen, sollte man wohl meinen, es müsse die Obrigkeit ein Einsehen haben.“

Das Gespräch nahm hier ein Ende, da die letzten Zwei dieser wilden Gesellschaft, welche noch gefehlt, eben eintraten. Während die Andern ihr Geld hervorholten und vor sich auf den Tisch legten, rief Heinz Roth, einer der lustigsten in der Sippe, die Würfel im Becher schüttelnd:

„Wißt Ihr Herren, aus was diese Würfel gemacht sind?“

„Nun, aus Beinen,“ antwortete Summerauer.

„Ja, aus Beinen von Leuten, welche an der Pest gestorben sind,“ sprach Roth.

„Alle Wetter!“ rief Tungi erschrocken. „Woher wißt Ihr das?“

„Alle Würfel, mit welchen jetzt gespielt wird,“ antwortete Roth, „kommen aus einer Fabrik in Lyon, welche dazu Todtenbeine verwendet, weil sie sehr wohlfeil sind und am lautesten klappern.“

„Ist das wahrhaftig und wahr?“ fragte Tungi kleinlaut.

„Sehr wahr!“ behauptete Roth, die Hand auf das Herz legend. „Bei meiner Seele!“

Dann fuhr er fort:

„Ihr braucht die Köpfe nicht hängen zu lassen, meine Herren! Diese Würfel, sobald sie aus der Fabrik kommen, werden in einem Kapuzinerkloster geweiht, wo sie den Tod, der darin ist, tödten, indem sie nachher die Würfel ins Feuer legen. Also nur vorwärts, meine Freunde!“

Auf diese beruhigende Versicherung hin entschlossen sich die Spieler, wiewohl die Meisten nicht ohne Widerwillen, dem „Tod in den Würfeln“ zu trotzen und das Spiel begannen. Heute war das Glück Roth günstig und mit vollen Taschen warf er nach Mitternacht den Würfelbecher hin, als die Gesellschaft, über ihre Verluste verdrießlich, das Spiel einstellte.

„Wie, Ihr wollt schon nach Hause gehen? Wißt Ihr was? Wir gehen in die Poletta und machen bei Danell mit dessen lustigen Töchtern ein Tänzchen. Wie? Einverstanden?“

„Euch ist wissend, Junker,“ sprach Peter Dasafer, „daß Tanz, besonders bei Nacht, bei sehr hoher Bön verboten ist. Hat doch das Stadtvogtgericht erst jüngst die Frau Oberstin Violanta, nur weil sie in ihrem Haus hatte bei Tageslicht tanzen lassen, aus Zwing und Gebiet der Stadt verweisen wollen, ihr aber auf Anhalten ihrer Freunde nur eine starke Buß, meine bei fünfzig Pfund Pfennig, gesprochen. Wenn nun das Gericht mit einer so fürnehmen Frau in solcher Weise verfähret, wessen müßten wir uns für nächtliches Tanzen versehen? Zudem ist es Mitternacht und wer soll uns aufspielen?“

„Das alt' Hanseli hinter dem Bach,“ erwiderte der Summerauer, „ist ja allezeit urbietig aufzumachen, bei Tag und bei Nacht. Führt es doch mehr ein Nacht-

denn ein Tagelaben. Und was das Verbot des Tanzens betrifft, so ist nicht ohne, daß solches besteht, aber die heimlichen Wächter pflegen nach Mitternacht nicht mehr außer dem welschen Dörfli zu gehen. Auch wird des Danellen Stallbüblein, so wir ihm etliches Silber reichen, fleißig Wache halten, daß Niemand unbesehen dem Haus nahe kommen kann.“

„Wohl geredet, Joder!“ rief Roth. „Also kommet mit!“

So groß war die Herrschaft, welche der Uebermüthige hier ausübte, daß mit Ausnahme von einigen ältern Männern Alle sich überreden ließen.

So brach die Gesellschaft auf. Summerauer erbot sich, den Spielmann aufzusuchen und mitzubringen, während die Uebrigen zuerst einzeln durch die Vorder- und Hintertüren den Raben verließen und sodann, theils durch allerlei heimliche Pförtchen in der Ringmauer, theils durch die Stadthore ins Freie schlüpfen, wobei den Thürwächtern manches blaue Silberstück in die Hände glitt. Summerauer, der in der obern Gasse wohnte, brauchte nur durch das Gärtchen hinter seinem Hause in den Fußweg hinabzutauschen, um über das Metzgerbrüchli schnell „hinter den Bach“ zu gelangen. Hier kletterte er am Felsen hinauf und bemühte sich, durch eine Ritze im Fensterladen eines Häuschens, das zwischen dem Fels und dem Mühlbach stand, in die Hinterstube hineinzuschauen. In der That bemerkte er daselbst den Schein eines Lämpchens, aber in die Stube zu schauen, verwehrete ein Vorhang. Leise that Joder in drei Absätzen sechs Schläge an den Fensterbalken, worauf derselbe sich nach einer kleinen Weile öffnete.

„Wer ist's?“ fragte eine etwas krächzende Stimme.

„Nimm deine Fidel, Hanseli, und komme mit. Mußt aufmachen!“

„Ihr seid es, Summerauer. Kenn' Euch an der Nase, die glühet wie ein Johanniswürmli. Wir können beim Tanzen die Laterne sparen. — So, so, noch aufmachen soll ich, und ist doch schon über Mitternacht.“

„Laß deine Späße, Hanseli, und komme mit.“

Gleich darauf trat der Spielmann, trotz seiner achtzig Jahre eine keineswegs gebrochene Gestalt, mit raschem Schritt aus dem Häuschen, das er sorgfältig verschloß, und wanderte mit Joder an den Gerbergruben vorüber, dem welschen Dörflein zu.

Roth, welcher zuerst bei der „Poletta“ angelangt war, hatte den Wirth Danell geweckt, der seinerseits zwei Töchter aus dem Bette jagte und den Stallbuben hervorrief. Dann öffnete er. Es war ein unterseßter Mann mit rothen struppigen Haaren und einem gemeinen Gesichte. Die tief in den Höhlen liegenden grauen Augen verriethen Geiz und Habgucht.

„Wirth,“ sprach Roth, „wir beehren dein Haus mit einem zwar etwas frühen Besuche. Deffne den Tanzsaal!“

„Wo sind die anderen Herren? Ihr seid ja allein,“ entgegnete Danell.

„Schon sind sie nahe. Laß die Mädchen sich sputen.“

„Meine beiden jüngeren Töchter sind am Ankleiden. Die Elisabeth —“

„Was ist mit der Elisabeth?“ forschte Roth.

„Sie ist unpaß,“ antwortete Danell nicht ohne Verlegenheit.

„Doch nicht schwer krank?“

„Hoffe, es werde bald weichen. Begehrt der Herr ein Glas Cypernwein? Hab' jüngst ein Fäßlein bekommen, ein gar rarer Tropfen.“

„So bring' einen Krug voll.“

Jetzt traten die Kameraden und bald nach ihnen des Wirthes Töchter ein. Um die Zahl der Tänzerinnen zu vermehren, holte einer der jungen Leute noch einige Mädchen aus der Nachbarschaft herbei, Spenglers und Schreienfleifers Dirnen, leichtfertiges Volk. Mittlerweile war auch Summerauer mit dem Spielmann erschienen, welcher Letztere, jubelnd empfangen, bereits seine Fidel stimmte. Der Saal war von sehr bescheidene Größe und die sechs Kerzen, welche in den eisernen Röhren an den Wänden steckten, reichten gerade hin, um das Lokal vor Dunkelheit zu schützen.

Der Tanz begann. Anfänglich schienen des Wirthes Töchter, so leichtsinnig sie auch sein mochten, widerwillig sich der ihnen aufgezwungenen Lustbarkeit hinzugeben, und es lag Etwas wie eine geheime Angst auf ihren Gesichtszügen. Allmählig aber, vom reichlich gependeten Weine und vom Tanzen erhitzt, vergaßen sie der Kopfschmerzen und der bleiernern Schwere in den Gliedern und gaben sich dem Vergnügen ganz hin. In noch höherem Grade war dies bei den Tänzerinnen der Fall; sie stampften den Boden, sangen und jauchzten, trotz der Warnung des Wirthes, das tolle Treiben könne bis in's Welsch-Dörfli gehört werden und die Schaarwache auf den Hals ziehen.

Schon ging es gegen Morgen. Eben tanzten sie eine Allemande, als die Thüre sich öffnete und eine in weiße Gewänder gehüllte Gestalt eintrat. Das Gesicht war todtenbleich, schwarzes Haar hing ihr bis über die Schultern herab, aber in den großen dunkeln Augen brannte Fiebergluth. Es war die pestkranke Elisabeth, die oben gelegen hatte und in ihrem Fieberdelirium aufgestanden war und nun in den Tanzsaal trat. Ihr Anblick brachte die tolle Gesellschaft plötzlich zur Besinnung; entsetzt stoben sie aus einander, und in wenigen Augenblicken war der Wirth mit seinen drei Töchtern allein. Am nächsten Tage wurde die Elisabeth begraben; zwei Tage nach ihr ihre beiden Schwestern, die in jener Nacht die Krankheit ebenfalls schon im Körper gehabt hatten; und in wenigen Tagen war von der ganzen Gesellschaft, die sich vom alten Hanseli hatte aufspielen lassen, keiner mehr am Leben. Sie hatten allesamt den Tod aus dem Tanzsaal mit heimgenommen, und das war der Rehraus der Pest in Thur.

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Trost und Hoffnung.

(Nach „Aug. och Miss.“)

Auf dem Kirchhof in Mount Auburn bei Boston befindet sich ein Denkmal eigener Art. Es stellt einen Hund dar, der auf seines Herrn Grabe liegt. Als nämlich der Mann, welcher dort begraben ist, gestorben war, folgte, so erzählt man, sein Hund der Leiche auf den Kirchhof nach, und als das Grab gefüllt und der Grabhügel aufgeworfen war, legte der Hund sich oben darauf und war weder durch Locken noch durch Schläge zu bewegen, die Stelle zu verlassen. So ließ man ihn denn gewähren, brachte ihm Nahrung im Ueberflus; aber er fraß nur wenig, und wie von Gram verzehrt stachte er hin und starb auf dem Grab. An seines Herrn Seite grub man dann dem treuen Thier sein Grab und oben darauf setzte man das erwähnte Denkmal.

Es ist ein trauriges Denkmal, denn es redet von einem stummen, hoffnungslosen Gram. Alles was der Hund mußte und wissen konnte, war, daß man seinen Herrn hier unter der Erde gebettet hatte; alles was der Hund that und thun konnte, war, daß er seine

arme, klagende, heiß verlangende Liebe an den Tag legte, indem er sich von der Nähe seines Herrn nicht trennte, bis er starb. Niemand konnte dem armen Thier mehr beibringen, Niemand ihm etwas Höheres zum Verständniß führen. Niemand konnte ihm etwas sagen von der Unsterblichkeit seines Herrn, an dem es mit seiner stummen, hingebenden Liebe hing. Es konnte nicht dazu gebracht werden, daß es an den Himmel gedacht hätte und an den herrlichen Zustand, in den seines Herrn Seele vielleicht eingegangen war. Alles was der Hund mußte, war, daß sein Herr dort unter der Erde lag, und damit hatte für das arme Thier alles ein Ende.

Das Steinbild giebt uns noch mehr zu denken. Ist es doch eben diese düstere, verzweifelte Trauer, zu der in unsern Tagen der Unglaube, das sogenannte freie Denken, viele Tausende mit Vernunft begabter Menschen führt. Als der große Spötter und Apostel des Unglaubens Rob. Ingersoll, dem jetzt die sogenannten Freigeister unseres Landes zujauchzen, mit gepreßtem Herzen und mit Thränen am Sarge seines Bruders stand und über den geliebten Todten einige Worte redete, da fand er nicht viel mehr zu sagen, als jener Hund hätte sagen können, wenn er, was er mußte und fühlte, hätte in Worte kleiden können. Auf einem neulich aufgefundenen Grab aus der Heidenzeit im alten Athen las man folgende Inschrift: „Die, welche hier liegt, begehrte, da sie lebte, nicht goldne Gewänder, sondern Weisheit und Tugend; nun aber, Dionysia, haben die Schicksalsgöttinnen für Jugend und Blüthe dir dieses Grab besetzt.“ Das ist wieder die Trauer des armen stummen Hundes. Da ist das Grab, und das ist alles. So war es damals, so ist es jetzt, wo der Unglaube das arme Menschenherz gefangen hält; denn auch der heutige Unglaube, der sich aufklärt und wissenschaftlich nennt, wo führt er die Menschen hin, als höchstens an hoffnungslose Gräber und zu dem verzweifeltsten Gram des Thieres, das sein Liebstes, seinen Herrn, verloren hat. Da lebte in unsern Tagen in Großbritannien der weitberühmte wissenschaftliche Freidenker John Stuart Mill. Er hing mit inniger Liebe an seinem Weibe, das ihm treu ergeben war. Aber die Frau starb und damit erlosch ein Licht in dem Herzen und Leben des Mannes. Der einzige Trost, den er hatte, lag darin, daß er sich in ihrer Nähe mußte oder dachte; er kaufte sich ein Haus so nahe wie möglich bei ihrem Grab, und dort wohnte er einen großen Theil des Jahres hindurch. Hatte der berühmte Philosoph in der Nähe des Grabes, wo der Leib der theuren Gattin ruhte, wohl viel mehr als der Hund dort auf dem Grabe seines Herrn? Keine Hoffnung eines ewigen, seligen Lebens, die dem Christen auch in der Trauer das Herz erfüllt, kannte der ungläubige Gelehrte; das Grab umschloß für ihn nicht nur den Leib des geliebten Weibes, sondern sie selbst ganz und gar, und über das Grab hinaus war für ihn nichts, und den höchsten Trost bot ihm die Nähe des theuren Staubes. Ja, der Ungläubige mag viel wissen, er mag die Kräfte der Natur erforscht haben und viel reden von den kleinsten Theilen und von den Riesengebilden der Schöpfung; er mag lachen über den frommen, kindlichen Glauben der Christen und die Bibel als ein Fabelbuch verspotten; aber vertraust du dich seiner Führung an, so wirst du dich über kurz oder lang da finden, wo auch dein Führer angekommen ist, in der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit des Hundes dort auf Kirchhof von Mount Auburn.

Luthers Reise nach Rom. 1510.

Je ernster Luther nach seiner Seligkeit trachtete, und je tiefer er dieserhalb in das Wort Gottes einzudringen suchte in seinen Vorlesungen, sonderlich über den Römerbrief, und in seinen Predigten, desto mehr wurde ihm das Verderben, die Blindheit des armen christlichen Volks und der Abfall vom Evangelio allenthalben offenbar. Aber wie er früher gehofft im Kloster den Frieden der Seele und die Seligkeit ganz sicher zu erlangen, so meinte er auch jetzt wieder: wenn es auch allenthalben bei den Gliedern in der Christenheit sehr trübselig und elend aussähe, so würden doch in Rom beim Haupte, an der Quelle selbst, die Bächlein des Lebens ganz rein und lauter fließen. Dort — so bildete er sich ein — würde man ihm alle seine vielen Fragen nach Wahrheit, sonderlich die Frage, wie ein armer geängstigter Sünder gerecht und selig werden könne, ganz rein und klar beantworten. Seine liebe Biblia beschäftigte ihn tags und nachts. Sonderlich trug er sich schon längere Zeit mit dem Spruch des Propheten Habakuk (2, 4.): „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ den Paulus im Briefe an die Römer behandelt. Daher kam es ihm wie ein besonderes Geschenk der Gnade Gottes vor, daß er 1510 in Sachen des Augustinerordens in Deutschland von seinem Freunde und Gönner, dem Generalvicar Dr. Staupitz, mit einer Specialcommission an den Papst betraut wurde. Die Reise zwar dorthin war für Luther nicht ohne Gefahr. Denn — um von anderem zu schweigen — ehe er noch das Apenninische Gebirge erreichte, sah er etliche Mönche, welche an einem Freitage Fleisch aßen. Luther ermahnte sie in herzlichster und freundlichster Weise, sie möchten doch bedenken, daß ihnen der Papst das Fleisshessen verboten hätte. Diese waren nicht wenig ob dieser Erinnerung erschrocken und fürchteten, es möchte ihnen Gefahr drohen, wenn ihr Thun kund würde. Und daher beschloßen sie, Luthern aus dem Wege zu räumen. Aber Gott schickte es, daß ihm dieser blutige Rathschlag durch den Thorhüter kund wurde. Und so machte er sich denn eilends davon und entrann ihren Händen. Je näher er aber Rom, „dieser ewigen Stadt“ kam, desto mehr nahm die Schande, die Ehr- und Sittenlosigkeit der Priester und Mönche zu. Darum brannte Luther voll heißer Begierde, endlich nach Rom selbst zu kommen, um dort die wahre Heiligkeit und das reine und ungefälschte Christenthum zu finden. Und als er daher Rom erblickte, sank er in die Kniee und rief, die Hände emporhebend: „Sei gegrüßt, du heiliges Rom! ja recht schaffen heilig von der Märtyrer Blut, das da vergossen ist!“ Indeß er fand es in Wirklichkeit gar anders, als er gehofft hatte! „Ich habe dort — klagt er — viele Messen halten sehen, daß mir grauet, wenn ich daran gedenke. Und zwar ekelt mich sehr daneben, daß sie so sicher und fein rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Kaum hatte ich eine Messe gehalten, so fehlte bei ihnen schon keine an der Mandel.“ — Luther glaubte sich in Rom bereichern zu können bei den Geistlichen und Lehrern in der Erkenntniß der heiligen Schrift und des Wegs zur Seligkeit. Aber in Gottes Wort fand er sie höchst unwissend und unbewandert, während sie doch mit ihrer Gelehrsamkeit und ihrem Wissen prunkten. Der Dhyup des Virgil und Homer galt ihnen mehr als die Marterstätte auf Golgatha; Cicero und Livius standen ihnen hoch erhaben über den Schriften des alten und neuen Testaments. Indeß verzagte Luther an Rom doch nicht: Alles, was er bis dahin an den Gliedern

zu tadeln gefunden oder vermist hatte, das hoffte er am Haupte, am Statthalter Christi selber, rein und lauter zu finden; und wenn das Haupt gesund wäre — meinte er — ließe sich auch wohl gesundes Leben und eine neue Ordnung in die Glieder bringen. — Aber schau, Luther! da kommt der heilige Vater, Julius II. daher, in glänzendem Waffenschmuck, umringt von gepanzerten Kardinalen, umschallt von der Trompete Geschmetter, wilden Kriegerscharen voranziehend, um seinen triumphirenden Einzug in die heilige Stadt zu halten, denn er hatte eben in blutiger Schlacht den Sieg über den Herzog von Ferrara errungen. „Wehe! Wehe! — ruft Luther, als er ihn erblickt, enttäuscht aus — dieser Papst ist nicht der ächte Statthalter Christi, diese römische Kirche ist nicht die wahre heilige, christliche Kirche.“

Als er nach Rom kam, hing er noch sehr tief und fest im römischen Aberglauben, daß er selbst bekennt: „Ich war zu Rom auch ein so toller Heiliger: lief durch alle Kirchen und Klöster: glaubte alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Ich habe auch wohl eine Messe oder zehn zu Rom gehalten, und that mir dazumal sehr leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten. Denn ich hätte sie gern aus dem Fegefeuer erlöset mit meinen Messen und anderen trefflichen Werken und Gebeten mehr. Es ist zu Rom ein Spruch: „Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis eine Messe hält.“ Wie gerne hätte ich da meine Mutter selig gemacht. Aber es war zu drange und konnte nicht hinzukommen.“ Er wollte aber doch von seiner Romreise den möglichst größten Gewinn ziehen. Um daher den Herrn, den er für hoch beleidigt hielt, zu versöhnen und seine Strafe damit zu büßen, stieg er die Stufen an der Pilatusstiege, welche von dem Gerichtshause zu Jerusalem nach Rom gekommen sein soll, auf den Knien hinauf, um den Ablass zu empfangen, den der Papst denen, die solches Werk verrichten würden, versprochen hatte, um dadurch als durch das höchste und äußerste Mittel sich aufzurichten. Mitten in dieser papistischen Finsterniß durchleuchtete der Herr seine Seele, und es war ihm nicht anders zu muthe, als wenn ihm unter solchem Werk eine Donnerstimme mit großem Schrecken zugerufen würde: „Der Gerechte lebt seines Glaubens.“ Hierauf merkte er wohl, daß eine besondere göttliche Kraft dahinter wäre, machte sich von Rom weg, und als er nach Wittenberg kam, fing er an, den Nachdruck und die Macht dieses Spruches schärfer zu erwägen. Er lernte denn nun auch nach und nach, was die von dem Apostel so oft angeführte Gerechtigkeit Gottes sei, nämlich eine solche, die Gott im Evangelio offenbart hat und die um Christi willen uns zugerechnet wird. Sobald aber die Gerechtigkeit des Glaubens in seiner Seele aufleuchtete, da, „hier fühle ich alsbald — sagte er später — daß ich ganz neu geboren wäre und nun gleich eine weit aufgesperrte Thür, in das Paradies selbst zu gehen, gefunden hätte, sahe mich auch die liebe heilige Schrift unummehr viel anders an, denn zuvor gesehen war, lief derhalben bald durch die ganze Bibel, wie ich mich der selbstigen erinnern konnte, und sammelte auch in andern Worten nach dieser Regel alle ihre Auslegung zusammen, als daß Gottes Werk dies heiße, das Gott selbst in uns wirkt, Gottes Kraft, damit er uns kräftig und stark macht, Gottes Weisheit, damit er uns weise macht, also die andern, Gottes Stärke, Gottes Heil, Gottes Herrlichkeit und dergleichen. Wie ich nun zuvor dieses Wörtlein „Gottes Gerechtigkeit“ mit rechtem Ernst haffete, so fing ich auch dagegen an, dasselbe als mein allerliebtestes und tröstlichstes Wort theuer und hoch zu

achten, und war nun derselbige Ort in St. Paulo in Wahrheit die rechte Pforte des Paradieses.“

So hatte der Herr nach seiner grundlosen Barmherzigkeit ihn, der die Gerechtigkeit in allerlei Werken des Gesetzes — auch noch zu Rom — suchte, die Gerechtigkeit des Glaubens, die durch das Evangelium geoffenbart ist, finden lassen und damit war er auf das Pünktlein gestellt, von wo aus er stark gemacht wurde, die ganze Welt des antichristlichen Reichs aus den Angeln heben zu können. Rom hatte er nun mit eigenen Augen gesehen und den Papst, wie er in Wirklichkeit ist, kennen gelernt. Mit einem scharfen Stachel in seinem Innern verließ er die „heilige Stadt“; denn Manna des Lebens glaubte er dort zu finden, aber Steine des Todes hatte er angetroffen; die rechte Gestalt der Kirche Gottes wollte er sehen, aber die größte Verunstaltung derselben fand er da vor. In Beziehung auf das äußere Gebahren der damaligen Kirchenfürsten sagt er: „Rom hat jezund sein Gepränge; der Papst triumphirt mit hübschen geschmückten Heugsten, die vor ihm herziehen, und er führet das Sakrament auf einem weißen Hengst.“ — Aber nachdem er so die Unnatur der Kirche zu Rom kennen gelernt, konnte er im Gegensatz dazu die rechte Natur derselben sein nach Gottes Wort beschreiben. „Ich wollte nur wünschen, — sagt er daher — daß ein jeglicher, der ein Prediger sollte werden, zuvor in Rom wäre gewest und hätte gesehen, wie es da zugeht!“ Wie hoch er den Nutzen anschlügt, welchen er aus der Reise gen Rom gehabt, kann man aus seinen eigenen Worten merken. Denn oftmals — sagt Matthäus — ließ er sich über Tisch vernehmen, er „wollte nicht tausend Gulden dafür nehmen, daß er hätte Rom nicht gesehen.“ „So hab ichs — sagt er — zu Rom selbst gehört sagen von etlichen Curtisanen: es ist unmöglich, daß so sollt länger stehn; es muß brechen.“ „Papst Julius sprach: wollen wir nicht fromm sein, so laßt uns doch andern Leuten nicht wehren fromm zu sein.“ — „So hab ich selbst zu Rom gehört sagen: ist eine Hölle, so ist Rom darauf gebaut.“ „Rom ist die heiligste Stadt gewesen, aber die aller- ärgste und schädlichste geworden. . . . Wer zu Rom gewesen ist, der weiß wohl, daß es leider ärger ist, denn jemand sagen noch glauben mag.“ Welche Lästerungen Luther dort gehört und welche Schande und Laster er dort gesehen, damit wollen wir Ohren und Augen des Lesers gern verschonen. („Concordia.“)

„Freunde, Feind und Hausgenossen Sind in deinen Schutz geschlossen.“

Am Fuße des schlesischen Riesengebirges, in einem der dichten Wälder, steht ein einsames Forsthaus. Die starken Eichen, die stattlichen Buchen und die grünen Tannen des Waldes, umgeben von allen Seiten das Haus und den dazu gehörigen Garten. Hier wohnte vor 50 Jahren der Förster Grumer mit seiner Familie, die aus seiner Mutter, seiner Frau und einem siebenjährigen Töchterchen bestand. Ein stilles Glück und ein lieblicher Friede waltete in den stillen Räumen des Forsthauses. Der Förster und sein Weib hatten sich herzlich lieb. Die acht Jahre ihres Ehestandes, die ihnen seit ihrem Hochzeittag vergangen, hatten ihre Herzen immer fester und inniger verbunden. Ihr einziges Töchterlein wuchs fröhlich heran und war so das Glück und die Freude der Eltern.

Die alte Mutter des Försters, die nach dem Tode ihres Gatten zu ihrem Sohne gezogen war, wurde von allen treu und dankbar gepflegt und freute sich an dem stillen Glück der Kinder.

Nur ein Umstand war es, welcher der Försterin manchmal schwer auf's Herz fiel. Sie war eine fromme gottesfürchtige Frau. Sie konnte den Tag nicht anfangen und nicht beschließen, ohne zuvor mit ihren Lieben das Wort Gottes gelesen, dem Herrn ihren Dank dargebracht und Ihn um Seinen Schutz und Segen angefleht zu haben. Der Förster hinderte seine Gattin in keiner Weise, ihre Morgen- und Abendandachten zu halten, er aber selbst nahm nie Theil daran. Er war in seiner Klugheit, wie er dachte, weit über das Bibellesen hinaus, und lächelte oft im Stillen über die Einfalt der Seinen, die sich aus dem alten Buche Trost und Kraft schöpfen wollten. Wie oft hatte sein treues Weib über den Unglauben ihres Mannes geseufzt! Wie oft hatte sie zu ihrem lieben Heiland gefleht, daß Er doch ihren geliebten Mann bekehren möge! Aber acht Jahre waren vergangen, und ihre Gebete blieben unerhört.

Es war ein stürmischer Herbstabend. Der Wind rauschte den in Zweigen der Waldbäume. Im Forsthaus saßen die beiden Frauen und das kleine Mädchen. Der Förster war aus der benachbarten Stadt, wohin er am Morgen gegangen, noch nicht zurückgekehrt. Seit einiger Zeit hatten eine Bande verwegener Wilddiebe den Wald unsicher gemacht. Nach langen Mühen war es endlich gelungen, fast alle Mitglieder dieser Bande zu fangen. Der Förster hatte heute diese wilden Verbrecher an das Gericht abgeliefert. Nur ihr Anführer, ein durch Kriinst und Schlaueit berühmter Mann, hatte sich geflüchtet und hielt sich in den dichten Wäldern versteckt. Er hatte zu einem Bauer, dem er begegnete, den Förster mit seiner Rache bedroht. Davon sprachen jetzt beide Frauen miteinander, und warteten mit banger Sehnsucht auf dessen Rückkehr. Sie zitterten um das Leben des geliebten Mannes. Man holte die Familienbibel herbei und las den 71. Psalm mit lauter Stimme: „Herr, ich traue auf Dich, laß mich nimmer zu Schanden werden, errette mich durch Deine Gerechtigkeit und hilf mir aus, neige Deine Ohren zu mir und hilf mir! Sei mir ein starker Hort, dahin ich immer fliehen möge, der Du zugesagt hast, mir zu helfen, denn Du bist mein Fels und meine Burg! Mein Gott, hilf mir aus der Hand der Gottlosen, denn Du bist meine Zuversicht, Herr, Herr, meine Hoffnung von meiner Jugend an!“ und so weiter bis zu den Schlussworten: „Schämen müssen sich und zu Schanden werden, die mein Unglück suchen.“ Hierauf las man aus dem Gesangbuch das Lied:

Herr, Du wollest uns behüten,
Uns beschirmen, treuer Hort!
Wenn im Finstern Unheil brüten
Böse Menschen hier und dort,
So zerstöre Du den Rath
Und verhindere die That!

Darauf knieten alle drei nieder und beteten, nicht allein für den Vater, sondern auch für die Missethäter, daß sie durch Gottes Gnade von ihren bösen Wegen zurückkehren möchten. Beruhigt und getröstet erhoben sie sich, und schon hörten sie die Schritte des Hausherrn, der glücklich anlangte. Auch er hatte Sorge getragen, daß sein Feind sich im Dunkeln in sein Haus einschleichen und an den Seinen rächen möchte. Er war daher hocherfreut, als er sie fröhlich wieder sah. Ein einfaches Abendbrod erfrischte den ermüdeten Wanderer, während dessen er den Seinen die Erlebnisse des heutigen Tages erzählte. Seine Frau berichtete dagegen, wie sie sich alle um ihn geängstigt und ihn im gemeinschaftlichen Gebete dem Schutze des allmächtigen

Gottes empfohlen hätten. Der Förster erwiderte ihr, daß er sich in dieser Nacht nur auf seine guten Gewehre und auf seine treuen Hunde sicher verlassen könne. Dem frommen Weibe thaten diese Worte sehr wehe, denn es ging aus ihnen hervor, daß er das Wort Gottes und das Gebet gering achtete. Sie bat im Stillen abermals den lieben Gott um Befehung ihres Mannes, und dann begaben sich alle zur Ruhe, nachdem der Förster das Haus untersucht, sämtliche Gewehre geladen und die Hunde losgelassen hatte.

Es mochten etwa zwei Stunden verflossen sein, da regte es sich behutsam leise in dem Zimmer, wo die Försterfamilie geseßen und unter dem Sopha kroch still und geräuschlos ein wilder, trotzig aussehender Mensch hervor. Er trat leise an den Tisch und legte ein großes Messer auf denselben. Er ergriff die Bibel, welche noch aufgeschlagen dalag und betrachtete sie mit Erstaunen. Der Mond glänzte durch die runde Oeffnung des Ladens in die Stube; er versuchte, bei dem Scheine zu lesen, aber es war zu dunkel, er schlug das Buch wieder zu. Er stand schweigend an dem Tisch, jetzt ergriff er das Messer, seine Augen funkelten, er legte es wieder nieder, trat an's Fenster und öffnete es geräuschlos, stieß den Fensterladen leise auf, ergriff die Bibel, schwang sich, auf das Fensterbrett steigend, behutsam hinaus, daß selbst die Hunde nichts merkten, und war bald im Dunkel des Waldes verschwunden.

Als der Förster am Morgen herunterkam, war er nicht wenig erstaunt über das offene Fenster und das Messer, das auf dem Tische lag. Das ganze Haus wurde durchsucht, nichts fehlte, als — die liebe alte Bibel. Die Sache blieb ein großes Räthsel. Die fromme Hausfrau dankte dem Herrn, der sie alle behütet hatte. Auch der Förster ahnte in seinem Herzen, daß die Hand des gnädigen und starken Gottes es war, die ihn und die Seinen in dieser Nacht gerettet, und nicht seine Gewehre und seine Hunde. Er wurde von der Zeit an ernster und stiller, nahm auch zuweilen Theil an den Hausandachten. Von dem Anführer sah und hörte man nicht die geringste Spur, während seine Genossen hinter den starken Mauern des Zuchthauses saßen.

* * *

Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin ist von vielen Seen, großen und kleinen, bedeckt, die dem Lande ein schönes Aussehen verleihen. Der größte unter ihnen ist der Müritz-See, umgeben von vielen kleinen Seen, die in dichte Wälder eingeschlossen sind. An den Ufern zeigt sich nur selten ein Haus, höchstens eine einsame Fischerhütte.

Im Jahre 1813 ging es in diesen stillen Gegenden sehr wild und stürmisch zu. Eine Abtheilung des französischen Heeres nahm ihren Rückzug durch Mecklenburg und verschanzte sich an einer Waldecke am Müritz-See und verursachte ihren Verfolgern großen Schaden. Da wurde eine Abtheilung preussischer Freiwilligen kommandirt, den Wald zu stürmen. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit großer Tapferkeit geführt; endlich mußten die Franzosen fliehen. Aber auch von den Siegern bedeckten viele das Schlachtfeld. Unter diesen Helden lag ein Offizier, die Brust von einer Kugel getroffen, hilflos und verlassen am Ufer des See's. Seine Kameraden hielten ihn für todt und verfolgten den flüchtigen Feind. Der Schwerverwundete war Niemand anders als der Förster Gruner aus Schlesien. Als der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelm III. an sein Volk die Männer zu den Waffen rief, hatte auch er sein Haus verlassen um für König und Vaterland zu streiten. In manchem Gejocht hatte

er schon gefochten, als ihn hier am Ufer des Müritz-Sees die feindliche Kugel traf. Er stöhnte laut in seinen Schmerzen. Da hörte ihn ein Fischer, der vorstichtig mit seinem Rahne dem Ufer zurruderte. Er ging den Klagetönen nach, und bald fand er den Offizier in seinem Blute. Ein Pfiff aus seinem Munde und alsbald erschien ein Mann, mit dessen Hilfe er ihn in den Rahne brachte und nach der andern Seite des Sees fuhr, wo seine Hütte stand.

Hier wurde er von dem Fischer und dessen Weibe mit Liebe gepflegt. Anfangs schien es, als ob ihre Pflege vergebens sein sollte. Wochenlang lag er bewußtlos auf dem Schmerzenslager. Endlich wich das Fieber und die Wunde fing an zu heilen. Jetzt sehnte er sich nach Weib und Kind, die gewiß mit Angst zu Hause auf Nachricht warteten. Wie groß war die Freude, als eines Tages die treue Gattin und die Tochter in die Stube traten. Der Fischer hatte ganz in der Stille geschrieben und sie herbeigerufen. Das waren stille trauliche Wochen des Glückes und der Freude, die sie in der Fischerhütte am Ufer des Sees verlebten. Der Förster genas nicht nur an seinem Leibe, auch an seiner Seele. Sein Herz war auf dem Schmerzenslager demüthig und geduldig geworden. Er hatte die Barmherzigkeit seines Gottes erfahren, wie in jener Nacht, die ihn vom Tode gerettet. Jetzt erkannte er, daß er ein armer Sünder, und allein in dem Blute Jesu Heil und Frieden zu finden sei. Er fand im Glauben seinen Heiland und wußte, daß ihm seine Sünden vergeben waren.

Die glückliche Familie dachte nun daran, wieder in die stille Heimath zurückzukehren. Sie nahmen einen herzlichen, dankbaren Abschied von den Fischersleuten und baten sie dringend, eine Entschädigung für ihre Mühen und Kosten anzunehmen. Zu ihrer großen Verwunderung erwiderte der Fischer, daß hiervon gar keine Rede sein könne, daß er vielmehr ihr Schuldner sei und noch ein großes Kapital zurückgeben müsse, daß er ihnen einst entwendet habe. Zugleich ging er an einen Wandschrank und holte aus demselben eine — Bibel hervor, die Försterin erkannte sogleich ihre alte liebe Bibel, die ihr in jener Nacht verschwunden. Sie streckte beide Hände darnach aus und sah den Fischer mit fragenden Blicken an, auf welche Weise er in den Besitz des Buches gekommen. Der Fischer erzählte Folgendes:

Ich bin jener Wilddieb, der Ihnen Rache geschworen hatte. Zur Stunde der Dämmerung schlich ich mich damals in Ihr Haus, um Sie und Ihre ganze Familie zu ermorden. Ich lag unter dem Sopha und erwartete die Stille der Nacht, um meinen blutigen Plan auszuführen. Da hörte ich den 71. Psalm, den Ihre Frau vorlas, ich hörte das Gebet für Sie, aber auch für die Sünder und Missethäter, das erschütterte meine Seele. Meine Hand war gelähmt, die blutigen Gedanken waren verschwunden, ich verließ Ihr Haus, aber die Bibel nahm ich mit. Ich meinte, in diesem Buche müsse noch mehr Gutes stehen. Wochenlang hielt ich mich in den Wäldern Ihrer Heimath verborgen, die Bibel war meine einzige Gefährtin, in der ich immer fleißig forschte. Der barmherzige Gott segnete Sein heiliges Wort an meinem Herzen, ich erkannte, daß ich ein elender, verlorener Sünder war. Ich las die Geschichte vom Schächer am Kreuz und flehte um Erbarmen. Mein Gebet wurde erhört, ich flüchtete hierher in diese Gegend und fand bei einem Fischer ein Unterkommen. Hier wurde ich durch Gottes Gnade ein anderer Mensch, der Herr sei dafür gepriesen! Ich habe ein braves Weib gefunden, das mit mir dem Hei-

land dient, habe mein tägliches Brod und vor allem einen barmherzigen Gott und den Heiland. Dieses Alles verdanke ich jener Nacht und der Bibel, die ich in Ihrem Hause gefunden. Sie aber, Herr Förster, Sie vertrauten damals auf Ihre Gewehre und Hunde, die hätten Ihnen nichts genügt: aber Gottes Wort und das Gebet Ihrer Frau waren die Mittel Ihrer Rettung. Danken Sie nicht mir, sondern dem barmherzigen Gott, der sich so treu unser erbarmt hat.“ Der Fischer schwieg, die Augen seiner Gäste waren voll Thränen und der Abschied fiel ihnen nun doppelt schwer, aber es mußte geschieden sein. Nachdem sie nun alle Gott gedankt, kehrten sie fröhlich in ihr trautes Häuschen am Walde zurück, wo sie die alte treue Mutter mit herzlicher Freude empfing. Der Förster erhielt seinen ehrenvollen Abschied und lebte mit den Seinen in Zufriedenheit. Das Wort Gottes und das Gebet wurden nun ihres Hauses schönster Schmuck und reichster Segen, und ihr kostbarster Schatz, den sie in hohen Ehren hielten, war und blieb für immer — die alte Bibel.

Vertrauen.

An einem schönen Sommerabend saß eine junge Frau vor ihrem Häuschen und nähte eifrig an einem Kleid für ihren jungen Fritz, dessen fröhliches Lachen man vom Garten her vernahm. Der Mann saß bei seiner Frau und genoß der wohlverdienten Ruhe nach Beendigung seiner mühsamen Arbeit.

Was werden wir thun Heinrich, um zu leben, wann der Winter da sein wird? Es fällt uns im Sommer schon schwer genug, wie wird's dann gehen?

Diese Frage weckte in dem Gemüth des bald eingeschlummerten Mannes ein Gefühl, das sich auf seinem Gesicht spielte.

Meine liebe Frau, was nähst du da?

Ein Winterkleid für unsern Fritz.

Ich dachte mir's. Weiß es der kleine Mann?

Gewiß nicht.

Solltest du es ihm nicht sagen, um seinen quälenden Sorgen für den kommenden Winter ein Ende zu machen?

Wie kommst du auf diesen Gedanken? Wie sollte er sorgen? Hörst du ihn nicht? Er ist den ganzen Tag fröhlich wie ein Vögelein, und wenn es ihm je einkäme an den Winter zu denken, so wird er auf seine Mutter vertrauen, von der er die Kleider erwartet, die er braucht.

Glaubst du das? Nun, so ist unser Junge weiser als seine Mutter.

Die Augen der jungen Frau füllten sich mit Thränen, als sie den nach dem Himmel gerichteten Blick ihres Mannes sah, und die Wolke, welche finster über ihrem häuslichen Heerd geschwebt, verschwand, durch das Vertrauen des Kindes verschleucht.

„Darum sollt ihr nicht sorgen, spricht Jesus, und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem Allen trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des Alles bedürft. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen.“

(S. u. B.)

Kirchliche Nachrichten.

— Am Schluß des Jahres 1881 war die Gesamtzahl der stimmberechtigten Gemeindeglieder in den zur Synodalconferenz gehörigen lutherischen Gemeinden von Milwaukee 2860, die Zahl der die Schulen dieser Gemeinden besuchenden Schulkinder 2776. Die Gesamtzahl der im Laufe des genannten Jahres bei den einzelnen Communitionen eingeschriebenen Communicanten war 17,093, die der von den Pastoren der Gemeinden Getauften 1582, die der Confirmirten 524, die der getrauten Paare 294, die der Begräbnisse 619.

— Es ist unsere angenehme Pflicht, mitzutheilen, daß der "Lutheran Standard" gegenüber seiner in einer früheren Nummer veröffentlichten irrigen Nachricht über die Behandlung des Lehrstreits seitens unserer Synode unserer Berichtigung Raum gegeben hat. Viel größere Freude würde es uns gewähren, wenn wir die Nachricht bringen dürften, der Standard sei der Lehre zugefallen, die er jetzt leider bekämpft.

— Die Conferenz der Methodisten von Terre Haute, an welche Dr. Thomas, über dessen Proceß wir vor Wochen berichteten, appellirt hatte, hat mit 15 gegen 4 Stimmen entschieden, die Apellation des von der Rock-River-Conferenz Verurtheilten an ihr Tribunal abzuweisen, und es bleibt somit dem gefällten Urtheil, nach welchem Dr. Thomas seines Amtes verlustig und als von der Methodistenkirche ausgeschlossen erklärt ist.

— Der Erzbischof von Canterbury hat in einem Schreiben an die unter ihm stehende Geistlichkeit bekannt gemacht, daß der Versuch gemacht werden solle, eine genauere Verbindung anzuknüpfen zwischen den Kirchen des Mutterlandes und derjenigen der Kolonien Amerikas.

— In London zählt man bei einer Bevölkerung von 4,500,000 Seelen nur 200,000 Personen, welche regelmäßig Gottesdienste besuchen, und nur 60,000 Communicanten.

— Ein Mitglied der Tyroler Kammer hat seine Absicht ausgesprochen, gegen die Errichtung protestantischer Pfarreien in jenem Lande zu protestiren, und der neue Gouverneur von Tyrol, Herr von Rapp, hat die Bewilligung zur Eröffnung einer protestantischen Schule zu Mexan auf den Grund hin verweigert, daß die Stadtschulen den Kindern aller Confessionen offen stünden.

— Aus Belgien wird berichtet, daß daselbst, ob schon die römische Geistlichkeit immer mehr Ansprüche auf unbedingte Autorität erhebt, ihr Einfluß von Tag zu Tag abnimmt und die Zahl der Kirchenglieder immer kleiner wird, auch der Kirchenbau seine Wirkung auf die Gemüther verloren hat. Die Abtrünnigen fallen zum größten Theil dem gänzlichen Unglauben anheim.

— Die Synode der protestantischen Episcopalkirche von Spanien hat ihre Versammlung zu Sevilla unter dem Vorsitz des erwählten Bischofs Juan B. Cabrera abgehalten. Acht kleinere Gemeinden waren vertreten, zwei von Sevilla selbst, zwei von Barcelona, und je eine von Madrid, Malaga, Salamanca und Zamora.

— Folgende Fälle, da hochgestellte Glieder der römischen Kirche das Lager des Papstes verlassen haben, werden in den Blättern berichtet.

In Rom hat ein noch hervorragender Mann als der jüngst übergetretene Graf Campello, nämlich der Hauptprälat Leo XIII., Giambattista Savarese, ein angesehener theologischer Schriftsteller, kürzlich eine Schrift herausgegeben, in welcher er den bekannten Pater Curci gegen seine Feinde in Schutz nimmt, und den Traum, daß Papst und König sich in die weltliche Gewalt zu theilen hätten, fallen läßt.

Ferner wird aus Rom gemeldet, daß der Abbe Bichery, der frühere Vicar des vor einigen Jahren so viel genannten Pater Hyacinthe, zum Protestantismus übertreten wolle oder schon übergetreten sei.

Endlich hat vor Kurzem Dr. Emilio Fuentes, ein früherer römisch-katholischer Priester, seinen Austritt aus der römischen Kirche erklärt und ist Mitglied der Bischöflichen Methodisten-Kirche in Mexico geworden.

— In Frankreich schickt sich Gambetta an, den Kampf mit der katholischen Kirche aufzunehmen. Nicht umsonst hat er an die Spitze des Kultusministeriums den Mann berufen, der die Kirche mit der Reblaus verglich und die Behauptung aufstellte, daß man mit der Erfindung Gottes das menschliche Geschlecht verdummt und mit der Fabel vom jenseitigen Leben das diesseitige eingekerkert habe. Alle Religionsparteien, Katholiken, Protestanten und Juden und selbst Freidenker bezeichnen es als ein Attentat gegen die gesunde Menschenvernunft, daß „ein persönlicher Feind Gottes“ zum Kultusminister ernannt sei. Aber Gambetta will seinen Freund Paul Bert nicht fallen lassen. Inzwischen hat sich der Kulturkampf bereits mit charakteristischen Zeichen angekündigt. Bei den Wahlprüfungen in der Kammer behauptete Bischof Freppel, daß die Geistlichkeit das Recht habe, von der Kanzel herab vor den Gläubigen von deren Wählerpflichten zu reden und sie zu ermahnen, für den „Candidaten der Religion“ zu stimmen. Dem trat der Minister des Innern entschieden entgegen und erklärte, die Regierung könne die vorgebrachte Theorie nicht gelten lassen. Sie werde sich aller gesetzlichen Mittel bedienen, um den Einfluß der Geistlichkeit zu brechen. Von der Kammer wurde dann die Wahl jenes „Candidaten der Religion“, die diese Debatte hervorgerufen hatte für ungültig erklärt. Ferner wurde allen Präfecten vom Minister des Innern Befehl erteilt, ein Verzeichniß sämmtlicher Vergehen anzufertigen, welche sich die Geistlichkeit ihres Departements auf der Kanzel habe zu schulden kommen lassen. Offenbar ist es auf einen Kanzelparagraphen abgesehen. Gambetta selbst sprach sich in gleichem Sinne gegenüber dem General Chanzy aus. Wie französische Zeitungen versichern, arbeitet der Kultusminister bereits einen Gesetzesentwurf aus, durch welchen die Beziehungen zwischen Staat und Kirche geregelt werden sollen. Auch erwartet man daß bald ein Gesetzesentwurf über Einziehung der Güter der Congregationen eingebracht wird.

(Nach „Unter d. Kreuz.“)

— Durch einen officiellen Erlaß hat der Religionsunterricht an den französischen Gymnasien und Lyceen aufgehört obligatorisch zu sein. Eltern welche ihre Kinder solchen Anstalten übergeben, haben bei deren Eintritt anzugeben, ob ihre Kinder am Religionsunterricht theilnehmen sollen, und an welchem.

Auch aus den französischen Hochschulen will man den Unterricht in der Religion verbannen

so daß dann die Ausbildung von Theologen in Frankreich nicht mehr unter der Patronage der Universität, sondern auf theologischen Seminarien wird geschehen müssen.

— Kurz nach der berühmten Reise Stanleys durch Africa und der Entdeckung des wahren Laufes des Congostromes hat sich eine neue Missionsgesellschaft unter dem Namen „Livingstone Inland Mission“ gebildet, deren leitender Geist der bekannte Director eines Missionshauses Rev. Grattan Guineß von London ist, und die an den Ufern des Congo eine Anzahl Missionsstationen gegründet hat. Der Leiter dieser Mission, Herr Adam MacCall, hat sich, nachdem er trotz eines schweren Leberleidens lange auf seinem Posten geblieben war, endlich genöthigt gesehen, zurückzukehren und ist seinen Leiden erlegen mit Zurücklassung seiner verwitweten Mutter, deren ältester Sohn er war, und seiner Braut, welche die kurze telegraphische Nachricht über den Tod des auf der Heimreise gestorbenen Bräutigams aufs schmerzlichste niedergebeugt hat. Dies ist der vierte Missionar, den die Gesellschaft in den letzten vier Jahren in jenen Gegenden am Congo durch den Tod verloren hat. Außerdem hält sich der älteste Missionar des Unternehmens, Herr Craver, schon seit einiger Zeit in England auf, wohin er wegen geschwächter Gesundheit hatte zurückkehren müssen. Fünfzehn Angestellte der Gesellschaft sind indeß noch am Congo thätig.

— Nach einem Bericht in "De Hope" finden sich in dem neuen Schulgesetz der Republik Transvaal u. a. folgende Bestimmungen:

Artikel II. In der Erkenntniß daß der Religionsunterricht als solcher der Kirche gehört und nicht dem Staat verfügt die Regierung, daß in allen von der Regierung unterhaltenen Schulen bürgerlicher Unterricht erteilt werde

- a.) in christlichem Geiste,
- b.) worunter begriffen ist das Eröffnen und Schließen der Schule mit Gebet, das Lesen des Wortes Gottes und die Behandlung der biblischen Geschichte in den Schulstunden.
- c.) Der bestimmte confessionelle Religionsunterricht soll den respectiven Kirchen überlassen bleiben.
- d.) Die verschiedenen Schulbehörden sollen nach Umständen hierzu behilflich sein durch Einräumung von Schullocalen und auf andere Weise.
- e.) Dabei spricht die Regierung den Wunsch aus, daß die verschiedenen Gemeinden und Kirchenvorstände selbst so viel wie möglich die Stiftung von Schulen und die Erwählung von Schul-Commissionen in Angriff nehmen.

Es sollen Elementar-, Mittel- und Hochschulen erhalten werden, und der Unterricht soll in niederländischer Sprache erteilt werden.

— Ueber die Entstehung des menschlichen Geschlechts haben wir im 1. Buch Moses einen aus Eingebung des Heiligen Geistes verfaßten Bericht. Gleich andern geoffenbarten hat nun auch der mosaische Schöpfungsbericht von sogenannten Männern der Wissenschaft vielfachen Widerspruch erfahren, wie z. B. der Engländer Darwin und seine Nachfolger ihren Zeitgenossen zumuthen zu glauben, daß der Mensch in gerader Linie von den Affen abstamme. Neuerdings will man aber ausfindig gemacht haben, daß weder Moses noch Darwin Recht habe, und daß der Mensch überhaupt nicht auf der Erde, sondern auf einem andern Planeten entstanden sei. Geister sollen den Menschen von dem gedachten aber nicht namhaft gemachten Pla-

neten zur Erde gebracht haben. Sie sollen den Körper, um ihm das Athmen zu ermöglichen, in einen Dunstkreis eingeschlossen und mit einer hohlen Kugel von kosmischem Aether umgeben haben, und damit nicht durch zufälliges Bersten dieser Kugel auf der langen Reise ein Unglück geschehe, hätten sie diese Kugel in eine zweite eingeschlossen. In dieser Verpackung sei dann das wichtige Eilgut in bewußtlosem Zustande auf einer schraubenförmigen Bahn zur Erde befördert worden und seiner Zeit wohlbehalten an dem Ort seiner Bestimmung angekommen.

Diese „falschberühmte Wissenschaft“ kann man gedruckt lesen in dem Spiritistenblatt, das zu Walthershausen bei Gotha herausgegeben wird; und daß es nicht wenige Leute giebt, die solchen Unsinn für Weisheit halten und mit ihrem guten Geld bezahlen, geht daraus hervor, daß in Ganzen über vierzig solche Zeitschriften herausgegeben werden. G.

Conferenz-Anzeige.

Die Central Conferenz versammelt sich, so Gott will, am 31. Januar in Jefferson. Erste Sitzung Dienstag Nachmittag; letzte Donnerstag Vormittag.
A. F. Siegler.

Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Lehrer-Conferenz von Minnesota wird abgehalten vom 31. Januar bis 2. Februar d. J. in der Johanneschule zu St. Paul, Pastor Hoyer's Gemeinde. Anmeldung bei Lehrer Benz.
H. Meyer, Secr. p. t.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrgang XVII: Die Herren Pastoren: Koch, 10.50. Streckfuß, 1. Conrad, 2.50. Myers, 1. Eumel (Schumacher, Brandt), 3.15. Johnson, 1.05. Kolbe, 1.05. Junker (Haichle), 3.15. Goldammer, 3.56. Bading, 15. Kämpflein, 1.05.

Die Herren: Grimm, 1.06. Jungemann, 1. G. Godtwalker [für Marten, Salzmann, Steinberg], 3.15. G. Geist, 1.05. Schön, 1.06. Mrs. Capella, 1.05.

Jahrgang XVI: P. Thiele, 5.

Jahrgang XVI, XVII: P. Kleinlein, 2.25. 12.75. Petri, 1.10. 3.40. G. W. Albrecht [Stevnhagen, Dir, J. und P. Wolf, Burckard], 6.30. G. W. Albrecht [Kiechel, Stevnhagen, Dir, P. und A. Wolf, Meile, Baumgarten, Kilgas], 9.45.

Jahrgang XIV—XVI: P. Dejung [für Ph. Helwig], 3.15.

Jahrgang XV, XVI: Herr Jos. Müller, 2.10.

Jahrgang XV—XVII: P. Derbing, 3.11.

Th. Jäfel.

Für Schuldentilgung: P. Nöck, von L. Seefeldt \$5.—P. Gensike, von R. Lemke, 2. Zahl., Hahn, Wittich, Gorns, W. Zastrow, je \$5; J. Brummond, 2. Zahl., F. Westphahl, je \$10; Huebnergarth \$3; Summa \$48.—P. Conrad, von J. Stepp, Mutter Adelmeyer, A. Bonak, E. Grabow, je \$1; C. Marssam \$5.—P. Hagedorn, von J. Waldschmidt \$8; H. Waldschmidt, A. Scherer, je \$5; 2. Zahlung: G. Hinn II., Frau Lange, Eva Petri, H. Jäger, je \$3; F. Peters, 1. Zahl. \$2.50; 2. Zahl.: J. Petri III., A. Rojenthal, je \$2.25; H. Hafemann \$4; W. Schröder, 1. Zahl., \$2; 2. Zahl.: A. Weigel, H. Pfeifer, je \$2; Summa 47.—P. Hinnenthal, von Schmeling, 2. Zahl. \$12; Rneser, 2. Zahl., J. Lüneburg, je \$5; Heidtke, 2. Zahl. \$3; L. Radwig, 2. Zahl. \$4; W. Wolter, 2. Zahl. \$1.75; 2. Zahl.:

Gutknecht, L. Schlüter je \$1; Staats \$10; J. Lüneburg, Forckamp, Fuhrmann, je \$2; Dahms \$1; Summa \$49.75.—P. J. J. Meyer, von C. Fehrmann \$12; H. Schröder, 2. Zahl. \$5; G. Weber und J. Schlußner je \$2.—P. Junker, von F. Kieck, C. L. Pfaff, je \$4; S. Pfaff, J. Lösch, B. Schleifer, Krenmer, je \$2; Küter \$5; Summa \$21.—P. Gensike, von J. Gorns \$10.—P. Reichenbecher, von W. Frädich, 2. Zahl. \$5.—P. Körner, von J. Bender, J. Fröhlich, G. Schlagenlauf, G. Thoma, C. Seifert, G. Geuschmer, je \$5; G. Kiebling, 2. Zahl., F. Zillmer, je \$3; J. Heine, M. Döde, H. Trede, \$2; J. Weipert jun. \$1.50; A. Wege \$1; Summa \$44.50.—P. Keibel, von J. Gauger, 2. Zahl., W. Utech, je \$3; H. Radü \$5; H. Becker \$4; A. Utech \$1.50; W. Radtke, 2. Zahl. \$2; A. Gauger, 2. Zahl., A. Krüger, je \$5; Summa \$28.50.—P. A. Denninger, von W. Höne, W. Baars, je \$5; M. Leddin \$4; F. Krause, W. Guz, je \$3; C. Schumacher \$2; F. Fenske, 2. Zahl., A. Jost, je \$1; Wittwe Krämer 50 Cents; Summa \$24.50.—P. Dowidat, von Heinr. Hoffmann \$5.

Für das Seminar: P. Keibel, Weihnachts-Coll. \$6.—P. Probst \$5.20.—P. Streifguth, Nachtrag von Paris 25 Cts.—P. Bading, von C. Schumann \$1; J. Rüttemeyer \$3.—P. Kleinlein, Weihnachts-Coll. von Menomonee \$10.50.—P. Dammann, von der St. Jakobus-Gemeinde \$6.—P. Adelberg, Neujahrs-Coll. \$12.75; vom werthen Frauen-Verein der St. Peters-Gem. \$20.—P. Pröhl, Coll. \$3.15.

Für den Seminar-Haushalt: P. G. W. Albrecht, Weihnachts-Coll. der St. Johannes-Gemeinde \$5.50.

Für arme Studenten: P. Siegler, Weihnachts-Coll. \$14.75.

Für das Reich Gottes: P. Dehler, Weihnachts-Coll. \$5.45; von Mutter Justine Nögel 55 Cts.—P. Sprengling, Neujahrs-Coll. \$8.77.

A. Adelberg.

Für die Anstalt in Watertown empfangen: Durch P. Kilian, Reformationscoll. \$5; P. Jäfel, vom werthen Frauen-Verein der Gnaden-Gem. \$75; Mr. Geiger \$5; P. Kleinlein, Klingelbeutel-Coll. der Gemeinde in Menomonee \$7.25. Erntefest-Coll. der Gemeinde in Beyers Settlement \$3.25; Prof. Ernst, vom Missionsfest in Ironia \$34.17; P. Dowidat, Theil der Missionsfestcoll. in Dikshol \$25; P. Liefeld, von der Gemeinde in Burlington \$5; P. Mayerhoff, vom Missionsfest in West Bend \$18.50; P. Hagedorn, Reformationsfestcoll. \$10.77; Weihnachtscoll. der Gemeinde in Watertown \$19.50; P. Althof, Coll. \$5.18; P. v. Rohr, Reformationsfest-Coll. \$7; P. Kleinlein, Weihnachtscoll. in Iron Creek \$6; in Beyers Settlement \$3.30; P. Thurom, Weihnachtscoll. der Johannes-Gemeinde \$7.70; P. v. Rohr, Weihnachts-Coll. \$23.50; P. Gillemann jun., Weihnachts-Coll. in Peshigo \$6.50, in Menomonee, Mich. \$7.50; P. Kluge von der Gemeinde in New London \$4, der Gemeinde in Hortonville \$5.25; P. Kilian, Weihnachts-Coll. \$10.25.

J. H. Brodmann.

Für die Regere-Mission: C. A. Daherr, Theil des jährl. Dpfergeldes der Gem. in Tomah \$6.
C. Dowidat.

Für den Kirchenbau der ev.-luth. Friedens-Gem. in Champaign Co., Ill. ging ein von P. C. Jäger, pers. Beitrag \$1, D. Venneke \$1; P. C. J. Körner

\$14.25; P. M. Denninger \$2.50; Summa \$18.75.

So sagen wir denn endlich allen lieben Glaubensgenossen nochmals herzlichsten Dank mit dem Wunsche reichsten Gottes Segens für alle Glieder und Gemeinden der lieben Wisconsin-Synode.

Im Namen der Gemeinde

F. Avellemant.

Seit der letzten Quittung im Gemeindeblatt sind bei Unterzeichnetem folgende Gelder für die Synodalcasse der ev.-luth. Synode von Minnesota eingegangen:

Von den Gemeinden der Pastoren: A. Wolf, innere Mission \$8, Synodalkasse \$7; H. Dageförde, innere Mission \$12.10; J. N. Volkert \$6.46, \$2.27; von W. Franzmeier \$1, Berichte 50 Cents; W. Tirmenstein selbst \$4; Ph. Bechtel \$3.20, Berichte 72 Cents; A. Kuhn \$11.50.

Für die Wittwen-Casse: P. D. Hoyer selbst \$4.

Für Reiseprediger: P. J. C. Reynhout's Gemeinde \$9.28; Chr. Benders \$10; M. H. Duehl's \$3.65, \$2.20.

Für arme Studenten: P. M. Tirmenstein's Gemeinde \$8.36, \$8.94, \$2.30, \$16.30, \$11.95; J. N. Volkert's \$4.50.

Für die Emigranten-Mission in New York: P. M. Tirmenstein's Gem. \$11.89; P. J. N. Volkert's von W. Franzmeier \$5.

Für das Schullehrer-Seminar in Addison: P. M. Tirmenstein's Gemeinde \$14.25.

Für den Kirchenbau der Regere-Gemeinde in New Orleans: P. L. F. Frey's Gemeinde Shakopee \$6, Gemeinde Jordan \$9.

Für die Regere-Mission: P. J. C. Reynhout's Gemeinde \$4.63. A. Paar,

Schatzmeister der ev.-luth. Synode von Minn. St. Paul, den 31. Dec. 1881.

Für die Abgebrannten meiner Gemeinde habe ich ferner erhalten: Von P. Pröhl, Collecte aus seiner Gemeinde \$5.12; durch P. A. F. Siegler von Herrn C. Voelte \$5.

Gott vergelte es den lieben Gebern.

Th. Schöck.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalcassendruckerei zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers

Kleiner Katechismus

mit

Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus,

und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course

in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

J. Werner, Agent,

436 Broadway, Milwaukee.